

# **Badische Landesbibliothek Karlsruhe**

**Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe**

## **Der Volksfreund. 1901-1932 1931**

233 (8.10.1931) Unterhaltung, Wissen, Kunst



# Unterhaltung \* Wissen \* Kunst

## Rätsel der Mondlandschaft

Ein unrühiger, heißer Tag ist zu Ende gegangen. Langsam steigt wie eine Borin des Friedens und der Ruhe, die Nacht herauf, um all das rubeleise Treiben, um Stadt und Land in ihren dunklen Mantel zu hüllen. Ueber der unrühigen Erdennacht wird jetzt eine andere Welt sichtbar, die Welt der Sterne, die seit unendlichen Zeiten dort droben den nächtlichen Himmel schmückt. Am Horizont aber kommt als Herrscher des Himmels der Mond empor, der schweigend wie das Sternenhier durch die Stille der Nacht wandelt. Wie viele Rätsel haben ihn schon verberührt, wie viele Sagen sind um sein Dasein gewoben worden! Wie viele sehnsüchtige Augen, die sich nach besseren Welten sehnten, haben schon zu ihm aufgeblickt! Und freundlich landete er Jahren, jahraus sein silbernes Licht auf Städte und Dörfer, auf Wälder und Felder.

Eine seltsame, rätselhafte Landschaft wird aber sichtbar, wenn man durch ein Fernrohr das freundliche Mondgesicht betrachtet. Wie mit Narben überfüllt erscheint dann die Oberfläche unseres Trabanten, als wenn er früher einmal eine höhere Krattheit durchgemacht hätte. Schon ein guter Feldstecher läßt bei Halbmond die narbenüberfüllte Oberfläche ganz gut erkennen. Ein Fernrohr mit stärkerer Vergrößerung macht deutlich, daß die narbenartigen Gebilde zahlreiche Berge und Krater sind. Gewaltige Felsmassen und Gebirge ragen scharf und scharf empor. Eine für uns seltsame, tote und schaurige Welt bietet sich durch die modernen Fernsichtgeräte und Instrumente dem Auge dar. Durch die große Nähe des Mondes ist man in der Lage, seine Oberfläche auf das genaueste zu studieren. „Nur“ 384 000 Kilometer trennen uns von ihm. Das ist im astronomischen Sinne ein „Kaugummi“, den ein moderner Schnellzug in 6 Monaten überbrücken könnte. Die Astronomen können mit Hilfe der großen Fernrohre auf der Oberfläche des Mondes noch Gegenstände erkennen, die einen Durchmesser von etwa 200 Metern haben. Wie gut man im allgemeinen über das Aussehen unseres Nachbarn im Weltall unterrichtet ist, mag auch daraus herorgehen, daß man vom sichtbaren Teile des Mondes schon bessere und genauere Karten angefertigt hat als von manchen wenig erforchten Teilen der Erde.

Aber trotz der Erdnähe des guten, alten Nachbans zeigt keine so eienartige Landschaft doch noch viele Erscheinungen, die bisher rätselhaft und unerklärt sind. Da haben wir z. B. die vielen merkwürdigen Krater und Ringgebirge, die dem Äußeren des Mondes ein so eigenartiges Aussehen geben. Man erhält von der Anzahl dieser Krater einen Begriff aus der vorläufigen Mondkarte des Astronomen J. F. Schmidt, des ehemaligen Direktors der Sternwarte in Athen, die ungefähr 33 000 betragende Gebilde aufweist. Ueber die Entstehung dieser Krater sind sich die Gelehrten auch heute noch nicht recht im Klaren. Während ein Teil der Astronomen glaubt, daß diese Ringgebirge vulkanischen Ursprungs seien, vertritt ein anderer die Auffassung, daß das Aufstehen eines großen Schwarmes riesiger Meteorite die Entstehung der Krater verursacht habe. Man kann einen den Mondkratern ähnlichen Krater sehr leicht selbst erzeugen, wenn man in halberhartem Gips aus einer bestimmten Höhe einen Stein hineinfallen läßt. Durch den Aufstoß des Steines entsteht in dieser Höhe, derartigen Krater ein Gebilde, das mit einem Mondkrater eine außerordentliche Ähnlichkeit hat. Es bleibt nun aber die große Frage übrig, warum von dem gewaltigen Meteoritengebiet, das durch die große Nähe der Erde aufzufinden gewesen sind, die doch durch die große Nähe ihres Trabanten bestimmt davon hätte mitbestritten werden müssen.

Noch seltsamer ist es mit den leuchtenden Streifen, die von verschiedenen Ringgebirgen des Mondes ausgehen und strahlenförmig nach allen Seiten über Höhen und Tiefen hinweisen. Mehr als 2000 Kilometer sind manche dieser Strahlen lang. Man hat bei diesen hellen Streifen an glasartige Lavaeinschlüsse gedacht, die durch die Sonnenlicht besonders stark reflektiert und früher einmal von den einst tätigen Mondvulkanen ausgeworfen wurde. Da angenommen wird, daß unter Trabanten früher einmal eine Atmosphäre bestanden hat, so soll der Wind die Asche abzutreiben auf weite Strecken davon-

getragen haben, bis sie allmählich zu Boden fiel und dadurch die hellen Streifen bildete. Weit wahrscheinlicher als diese ziemlich fadenförmige Ansicht ist die Auffassung, daß große Risse im Mondboden sich mit herquoquelnder glänzender Lavaeinschlüsse gefüllt haben. Der bekannte Mondforscher Philipp Fauth glaubt jedoch diese hellen Strahlen als Eisbildungen auf dem Monde anzuprehen zu müssen. Diese Ansicht wird von den meisten Fachgelehrten nicht geteilt, weil infolge des Mangels an Luft auf unserm Begleiter große Temperaturunterschiede herrschen. Seine Oberfläche mag, nach den Untersuchungen verschiedener Forscher, während der Nachtbeleuchtung durch die Sonne ungefähr die Temperatur des Weltraums von minus 273 Grad Celsius annehmen. Während des Mondtages ist der Boden am Äquator des Mondes aber wenn die Sonne am höchsten steht, über 100 Grad Celsius heiß. Diese hohe Temperatur dürfte Eisbildungen auf der Mondoberfläche kaum zulassen.

Eine andere Frage, die ebenfalls noch nicht befriedigend beantwortet werden konnte, ist die nach der Ursache der Veränderung einiger Mondgebilde. Der oben erwähnte herortragende Mondbeobachter Schmidt hat im Jahre 1866 darauf aufmerksam gemacht, daß mit dem kleinen Krater Kinn, der sich im sogenannten Mar Serenitatis (Meer der Seligkeit) befindet, eine Veränderung vorgegangen zu sein scheint. Statt des verschiedentlich gezeichneten und geschilderten Kraters ist jetzt nur noch ein wenig vertiefter weißer Fleck vorhanden. Diese Beobachtung hat sich in der Tat als richtig erwiesen. Allerdings besteht nun wieder die Möglichkeit, daß ältere Beobachter dieses Gebilde ungenau geschildert oder geschildert haben. Seit 1867 ist jedenfalls keine Veränderung mehr an dem Krater wahrgenommen worden. Wenn solche Veränderungen auch ganz gewaltig sein müssen, um von der Erde aus gesehen werden zu können, so sind sie doch nicht vollständig ausgeschlossen. Es ist möglich, daß während der langen, kalten Mondnächte, die ja bekanntlich 14 Tage dauert, Wasserdampf oder Kohlenäure aus den Tiefen solcher veränderten Krater emporsteigt, sich verdichtet und in Form von Raubreif die Kraterwände bedeckt. Die Strahlen der wieder der Nacht ein normales Aussehen. Andre Forscher meinen wieder der Ansicht zu, daß an einigen, aus geologischen Gründen besonders geeigneten Stellen des Mondes noch Spuren einer früheren vulkanischen Tätigkeit vorhanden seien. Die Veränderungen, die W. S. Fickering 1904 im Ringgebirge Plato und 1913 an dem kleinen Krater Gimmart beobachtet hat, sind als kaum zweifelhaft zu betrachten. Auch der Farbenwechsel einzelner Mondgebiete, der sich mit dem Sonnenstand ändert und von einigen Forschern als das Gebilden einer niedrigen Vegetation betrachtet wird, ist noch rätselhaft und unerklärt.

Jedenfalls sind trotz der Nähe des „guten Mondes“ noch heute viele Erscheinungen seiner Oberfläche seltsam und abenteuerlich, und noch lange, unermüdlicher Forschungsarbeit wird es bedürfen, um die Geheimnisse unseres so nahen Trabanten zu entschlüsseln und die vielen Rätsel der Mondlandschaft zu lösen.

Erich Kraus.

## Douaumont

Auch dieser Film ist viel umstritten, wie „Im Westen nichts Neues“. Er soll sogar ein Gegenstück zu diesem Film sein. Zweifellos wird Douaumont nicht die erschütternde, tiefe seelische Wirkung haben wie „Im Westen nichts Neues“. Aber dennoch, wenn Douaumont auch als ein Film ohne Tendenz bezeichnet wird, wird auch von ihm, obwohl vielleicht ungewollt, die Wirkungen ausgehen, daß jedem Zuschauer die Schaulustigkeit, Furchtbarkeit und Brutalität des Krieges mit den wüsten Schrecken des Granatengeheules eingeschmeißert wird. Sieht „Im Westen nichts Neues“ die Verhältnisse der Front, der einzelne Mann im Mittelpunkt, im Vordergrund der Handlung, so ist es in Douaumont die Kriegstechnik, die in ihrer ganzen Furchtbarkeit vorgeführt wird. Mit

ungeheurer Macht waren in jenen Februartagen des Jahres 1916 sämtliche Hilfsmittel der riesigen Kriegsmaschinerie auf jene wenigen Kilometer der Verdunfront eingesetzt, um endlich die Grabenlinie zu sprengen, das Dreifach Verdun der Westfront aus den Angeln zu heben. Die riesige Gewalt und Materialverwendung jener wahnwitzigen Kämpfe um eine kleine und strategisch doch so wichtige Feste wird in dem Douaumont-Film mit plastischer Wirklichkeit gezeigt. Mit gleicher Macht wurde auch an den anderen Stellen der Front gerungen. Man hätte ebenso gut die wilden Kämpfe um den Kanonenberg, am Othang der Champagne, um den Winterberg zwischen Reims und Laon, um die Vorettelhöhe bei Lens oder an der Vier filmlich rekonstruieren können. Aber die „Hölle von Verdun“ war und ist eben doch der Inbegriff, das Symbol der gewaltigen Materialverschwendung und des gewaltigsten Menschenverbrauchs im ganzen vierjährigen Ringen. Deshalb wohl Douaumont, der Gipfel des Kriegswahnwitzes.

Man erlebt nochmals das Schreckliche und Grauenhafte nach, wenn man diese Bilder am Auge vorbeiziehen sieht. So sah man auch mal im „Stollen“ und hat geglaubt, ob die Dede und die Mienenrahmen den nächsten Einfall noch aushalten, ob die Riesenhaufen, die die Erde schüttelte, die Menschen mit zerquetschte, ob der nächste Einfall nicht ein Volltreffer sein wird, der das Ende der Welt bringt. Der eine hat gebetet, der andere hat geschluchzt, ob der Sinnlosigkeit dieses Mordens und Schlachtens, ob der Ohnmacht, mit der man dies alles ertragen mußte. So stürzte und rannte man auch einmal über die Trichterfelder, wälzte sich von Granatloch zu Granatloch, so verdrückte dieses wahnwitzige Geheul und Jochen der Granaten die Herzen zusammen, so würgte der Schreck, die Angst im Hals, im Herzen, wenn eine Erdfontäne von Dred, Schlamm und Steinen den Kameraden mit hochnahm und ihn zusammenschlug. Von Helldemut, Tapferkeit, Vaterlandsliebe, Kampfeslust und wie all die schönen Schlagworte von der Etappe aus heimwärts lauteten, war nichts mehr zu verspüren. Wer noch seine Sinne und keinen Verstand bekommen hatte, den beherrschte in den rubigen Minuten des Höllelebens nur ein Gedanke: Verdun! Verdun! Verdun! Das Schlagwort der Westfront vom Feldwebel abwärts! Wann endlich Schluß?

So sieht der, der ein Stück der Hölle um Verdun miterlebt hat, den Douaumont-Film. Man weiß heute noch nicht, wie man man da wieder herauskommen ist, aus diesem tage-ja wochenlangen Mörten und Töten. Und man fragt sich, wie es heute noch vorrückte — oder gewissenlose Burgen geben kann, die es fertig bringen, ein Volk in ein neues soch fürchterliches Erleben hineinzubringen. Doch, die Hölle, von denen war ja keiner dabei! Und wer sich etwa angesichts dieser Kriegsschau, die dem Auge noch so realistisch nachgebildet, dennoch nur ein schwaches Abbild der Wirklichkeit geben, Douaumont-Film noch für einen Krieg begeistert kann, dem ist kein normales Gehirn im Kopfe, oder dem ist das Denken durch gewissenlose Heer in falsche Bahnen gelenkt, oder der weiß, daß er im Ernstfalle nicht mehr mitsumachen braucht. Dem Normaldenker und Normalempfindenden wird sich aber auch bei diesem „tendenzlosen“ Film nur ein einziger Gedanke einprägen: Nie wieder ein Hölle Verdun!

Der Film, er läuft dieser Tage in den Residenz-Theatern, ist technisch meisterhaft aufgemacht. Die einzelnen Anläufe zu einer Romanik des Soldaten- und Kriegerlebens werden durch die Wirklichkeit reich erdrückt. Einzelne Partien leben zwar etwas zu mondörmig aus! So „im Schutz“, laubere Uniformen, gewisse Sitten, volles Gesicht usw. sind es damals nicht zum Sichern. Echte Wirklichkeit dürfte aber der Endkampf um das Fort sein, die langsame Besetzung, die Verteidigung, dann vor allem die französischen Originalaufnahmen, das Anrücken der französischen Verstärkungen, die französische Abwehr, die Räumung von Verdun durch die Zivilbevölkerung, die deutsche Besetzung. Anzuerkennen ist die Unparteilichkeit im Film; er streift nicht einseitig die deutschen „Helden“ heraus, sondern wird auch den Franzosen voll und ganz gerecht. Wichtig und mahnend erhebt sich zum Schluß das französische Gedankmal inmitten der Hunderttausende Grabkreuze. Eine Mahnung, die über die „Hölle von Verdun“ hinaus, an die ganze Welt gerichtet ist: Nie wieder mit dem Krieg.

Hermann Winter.

## WAHN-EUROPA 1934

EINE VISION VON HANNS GOBSCH

11 Nachdruck verboten. Copyright by Fackelreiterverlag Hamburg-Bergedorf

„Nein, Majestät, aber wir haben schon die dritte Dovesche an untern Pariser Gesandten losgelassen.“

Daß jedes endlich kam der französische Gesandte und überbrachte das, was ihm Minister Brandt von Washington her ans Herz gelegt hatte. Die Gesandte der Belgier, derer wurden aufsehens länger. „Der Minister verlangt also nicht mehr und nicht weniger als unsere hebräusische Unterwerfung unter Roms Gebot!“

„Besser, so meint Herr Minister Brandt, ein sanftes Zurückweichen, das der europäischen Mentalität entspricht, als ein Verbleiben, das zur Katastrophe führen kann. Herr Brandt wird dafür sorgen, daß Herr Capponi keinen Sieg einheimst.“

Große Niedererschlagenheit. Der Ministerpräsident Saint Brice hatte doch vor Stunden noch ganz andere Weisungen gegeben!

Der Gesandte zuckte die Achseln, ging und kam nach einer halben Stunde schon wieder. Jetzt überbrachte er die offizielle Antwort des Pariser Kabinetts: „Die Regierung Frankreichs möchte den König zu seinem demütigenden Schritt ermuntern. Sie mißbilligt die herausfordernde Haltung Italiens und empfiehlt, Kom wissen zu lassen, daß die Räumung Albanien nur Zug um Zug mit den Italienern erfolgen kann.“

Aber das war ja kraßer Widerspruch zum Ratsschlag des französischen Außenministers! Auf wen sollte sich nun Belgrad verlassen? Wer kommandierte in Paris — Leon Brandt oder Baron Saint Brice? Der Gesandte billigte sich in Schwächen. Die Belgier Regierung hielt sich an die Pariser Anweisung. Um sieben Uhr ging die Antwort für Kom ab, der südbalkanische Gesandte sollte sie um acht Uhr im Palazzo Venezia übergeben.

Acht Uhr zehn brachte der Ministerpräsident seinem König den eben eingelaufenen Genfer Beschluß. Der König kämpfte mit seinem Ratgeber bis aufs Messer. „Also Rückzug unserer Grenztruppen!“ entschied er nervös. „Capponi denkt nicht an ein Einlenken. Wir dürfen uns nicht festrennen. Sollten Sie schleunigst in Rom unsere Antwort auf!“

„Majestät, es ist bereits acht Uhr zwanzig.“

„Das ist ein Unklug! Ich habe das Gefühl, Herr Brandt in Washington hat schärfere Augen als wir alle, sein Vorschlag war menschlich und ritterlich! Können wir nicht unsere Antwort in Rom amulter?“

Der Minister-General lächelte auferregt: „Sehen Majestät nicht das böhnische Grinsen Europas? Wir haben jedoch Capponi unsere Antwort überreichen lassen, und jetzt wollen wir selbst die nächsten Bedingungen streichen? Vor — zurück! Vor — zurück! Nein, Majestät, so kann Belgrad keine Politik machen.“

Hin und her ging das Ringen. Als der König wieder allein in

seinem Zimmer stand, hatte er die Bügel aus der Hand verloren. Die Furcht vor dem „böhnischen Grinsen Europas“ hatte die Stimme des Franzosen jenseits des Ozeans zum Schweigen gebracht.

Auch in Italien hat ein Mann während der ganzen Nacht kein Auge zugehen.

Einmal hat er in seinem weiten, dämmrigen Genf reagiert. An seine Tür klopfen zahllose Boten und Befehle, brachten Wünsche, Warnungen, Konferenzen mit den Chefs des Admiralstabes und Generalstabes. Der Befehl befam keine Weisungen. Capponi sieht jetzt die Vorhänge auseinander, dreht das elektrische Licht ab. Die Sonne fällt in breiten Strahlen durch die Fenster.

Das Gesicht des Duce ist frisch und gesund. Die breite Brust atmet genau so ruhig wie taus zuvor. Der Diener bringt das Frühstück und verschwindet lautlos. Capponi ist mit vorzüglichem Appetit, zwischendurch schreibt er, telephoniert, liest Doveschen, konferiert mit den Staatssekretären.

Eine Minute vor acht Uhr wird das Genfer Telegramm gebracht. Unbewusst bleiben die Lippen des Duce. Langsam liest er, Wort für Wort. Ganz ruhig legt er dann die Dovesche auf den Stuhl der übrienen Doveschen. Er hätte den Genfer Rückschlag, noch ehe er ihn empfing, beinahe wortgetreu im voraus herbeiten können: Europas Interessen... allseitig guter Wille... Klärung durch Sachverständige... D. Herr Capponi kennt den ganzen Genfer Vorschlag! Plötzlich schlägt er leise und unwillig auf den Tisch. Europas Interesse! Jawohl — aber zuerst kommen die Interessen Italiens! Albanien ist fruchtbar und groß! Eine Sünde, Gottesland nicht zu nutzen! Außer der einen Million Albanesen finden darüber noch Millionen Italiener Arbeit und Brot! Wobens nicht hunderttausend Menschen albanischer Herkunft seit ewigen Zeiten in Südtalien? Warum sollen sich nicht auch Italiener drüben ansiedeln? Hier ist ein starkes Volk, das Raum braucht, Albanien stellt ihm zur Verfügung, freiwillig, denn es zieht guten Profit aus den italienischen Kolonien, und da will der neidische Südländer dazwischenfahren...!

Der Duce erhebt sich plötzlich, lächelnd geht er dem eintretenden Gesandten einen Schritt entgegen. Er ist pünktlich, dieser Belgrader! Acht Uhr auf die Minute! Es wäre ihm auch keine Stunde auszugeben worden! Capponi läßt den Gesandten durch den endlos langen Saal auf sich zukommen. Ganz klein erscheint er in der Entfernung. Dann steht er vor dem Duce.

„Meine königliche Regierung hofft suertwillig, daß diese Antwort eine Grundlage bildet für eine Lösung, die weder Sieger noch Besiegte kennt“, sagt der Südländer höflich.

Der Duce sieht kaum merklich die wichtigen Schultern hoch. Sein Gesicht verliert nicht das gelassene Lächeln, nur die braunen Augen erstarrten. Er liest das Schreiben, das der Gesandte ihm reicht. Bleiß. Schweigt. Siebt den Südländer an.

„Albanien soll von Ihnen und von uns gleichseitig geräumt werden! Es entspricht außgezeichnete Sitte, daß der Urheber eines

Zwistes den ersten persönlichen Schritt tut! Aber Belgrad stellt Bedingungen! Ich lese nämlich zwischen den Zeilen, Herr Gesandter! Belgrad möchte die friedlichen Abmachungen, die ich mit dem albanischen König getroffen habe, zunichte machen! Hat die albanische Regierung Ihrem König erlaubt, Truppen über die Grenze zu schicken? Ich jedenfalls bestimme diese Erlaubnis. Und ich werde sie auch weiter in Anspruch nehmen. In zwanzig Minuten schicke ich hundert Flugzeuge nach Albanien! Wir haben dort Menschen italienischen Blutes und reiche Güter zu schützen, die mir von Norden her bedroht erscheinen. Melben Sie das bitte Ihrer Majestät.“ Ohne Stimmwandel hat der Duce gesprochen, beinahe geruchlos.

Der Südländer preßt die Lippen aufeinander. Nur jetzt kein läches Wort der Entgegnung! Höflich antwortet er: „Ich habe keine weiteren Erklärungen abzugeben, Excellenz.“ Verneigt sich, geht langsam durch den tiefen Saal zur Tür.

Der Duce steht schon am Apparat, den Hörer am Kopf. „Chef des Generalstabes, bitte!“ — Kurze Pause... „General Balboni? — Meine Weisungen an das dritte Fliegerkorps sind auszuführen!“

Der Gesandte Südländers hört, langsam davonziehend, Wort für Wort. Als die Tür hinter ihm aufspricht, hält er die Hände zu Fäusten.

Saß neun Uhr vormittags — in Europa ist längst Mittag vorüber — tritt der französische Botschafter Brionne an das Bett seines Gastes. „Es steht nicht roß im Osten aus!“, sagt er ernst und übergibt Brandt zwei Telegramme.

Brandt sitzt im Bett, streckt rasch die Haare aus der Stirn. Im Augenblick ist er munter und Herr seines Kopfes. Im nächsten Augenblick springt er mit einem Satz aus dem Bett.

„Das ist verrückter Traum! Capponi schickt Flugzeuge nach Albanien? In was für einer aotberlassenen Welt bauen wir eigentlich! Die Leute da drüben sind anscheinend im Begriff, sich selbst in die Luft zu sprengen!“

Brionne macht ein nachdenkliches Gesicht. „Ich habe Ihnen schon heute nacht meine Befürchtungen nicht verschwiegen... Haben Sie die andere Dovesche gelesen? Von unsemr Chef...“

Brandt überfliegt das zweite Blatt: „... daß in Anbetracht der angespannten Lage der Präsident der Republik für die Dauer Ihrer Abwesenheit von Frankreich meine Person mit der Leitung des Außenministeriums betraut hat. Baron Saint Brice.“

Dunkler Verdacht umschließt Brandt. Die Narbe auf seiner Stirn bekommt plötzlich tiefere Färbung. Will man in Paris Leon Brandt ausschalten? Konnte der Staatssekretär, dem Brandt alles übergab und dem er vertraut, nicht die Geschäfte fortführen? Nein, nicht ungerichtet werden! Das Parlament hält sich an den verantwortlichen Minister, nicht an den Staatssekretär. Aber ausgerechnet Saint Brice...!

„Sprechen Sie offen, Brionne. Ist Frankreichs Außenpolitik bei dem alten Herrn aufzuheben?“ fragt er mit starker Unruhe.

(Fortsetzung folgt.)